

I. Theorien der Persönlichkeit und des Selbst

Der theoretische Teil dieser Arbeit widmet sich zunächst dem aktuellen Forschungsstand zu 'Persönlichkeit' und 'Selbst'. Abschnitt 1 beschäftigt sich mit dem Begriff der 'Persönlichkeit', stellt einige Definitionen einander gegenüber und geht vertiefend auf den traittheoretischen Ansatz ein. In Abschnitt 2 wird ein Überblick über spezielle traittheoretisch orientierte Forschungsansätze in der Persönlichkeitspsychologie gegeben. Neben einer Darstellung der Ansätze von Guilford, Cattell und Eysenck wird vertiefend auf den lexikalischen Ansatz der Persönlichkeitspsychologie und, darauf aufbauend, auf das Big-Five-Modell eingegangen. Da dieses Modell nicht unumstritten geblieben ist, werden ihm im weiteren Verlauf von Abschnitt 2 andere zeitgenössische dimensionale Modelle der Persönlichkeit gegenübergestellt. Abschließend beschäftigt sich Abschnitt 2 mit der Frage, ob Maße dispositioneller Befindlichkeit eine sinnvolle Ergänzung von Persönlichkeitsmodellen darstellen.

In Abschnitt 3 wird der Begriff des 'Selbst' erarbeitet, sowie vertiefend auf die Begrifflichkeiten 'Selbstkonzept' und 'Identität' eingegangen. Diese Betrachtung erfolgt im Licht unterschiedlicher psychologischer Forschungstraditionen.

Eine Darstellung der Konstrukte, die mit dem Begriff des 'Selbst' verbunden sind, bzw. als dessen Bestandteile gelten können, wird in Abschnitt 4 vorgenommen. Hier wird der aktuelle Forschungsstand zu 'Aspekten der Identität', 'dispositionelle Selbstaufmerksamkeit', 'Selbstwert' und 'Self-Monitoring' (Selbstüberwachung) berichtet.

Diejenigen empirischen Studien, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Zusammenhänge zwischen diesen einzelnen Konstrukten unter dem Dach des 'Selbst' zu erforschen und so Hinweise auf eine Binnenstruktur des 'Selbst' erbringen, werden in Abschnitt 5 behandelt.

Zum Abschluß des theoretischen Teils der Arbeit wird in Abschnitt 6 der 'Brückenschlag' zwischen 'Selbst' und 'Persönlichkeit' vorgenommen. Hier werden Studien referiert, die sich mit der Frage beschäftigen, ob und in welcher

Weise es Zusammenhänge zwischen den latenten Dimensionen der Persönlichkeit und den Konstrukten des Selbst gibt.

1. Der Persönlichkeitsbegriff in der differentiellen Psychologie

Aus dem Anspruch, das Konstrukt der Persönlichkeit zu erforschen, um es zu strukturieren, erwächst zunächst die Frage, wie das Konstrukt der Persönlichkeit überhaupt zu umreißen und darauf aufbauend zu operationalisieren ist. Dies gilt insbesondere dann, wenn dieses Konstrukt in Bezug zu einem weiteren bedeutenden differentialpsychologischen Konstruktsystem gebracht werden soll. Zahlreiche Autoren von Lehrbüchern und Übersichtsarbeiten haben sich in der Vergangenheit immer wieder mit der Definitionsfrage beschäftigt und in keinem Fall war es einem Autor möglich, eine allgemeinverbindliche Definition zu benennen. So führt beispielsweise Herrmann (1991) aus, daß "das Wort 'Persönlichkeitsforschung' seinen Sinn nur dann verraten würde, wenn Einigkeit darüber bestehen würde, was unter 'Persönlichkeit' zu verstehen ist. Das ist aber nicht so." (S.19). An gleicher Stelle beschreibt Herrmann zwei grundlegende, miteinander verwobene Schwierigkeiten der Persönlichkeitsforschung:

1. daß Psychologen mit dem Wort 'Persönlichkeit' höchst unterschiedliche Sachverhalte bezeichnen und
2. daß ungeachtet dessen sowohl Fachleute als auch Laien das Wort der Persönlichkeit fortwährend gebrauchen und zwar unter impliziter Anwendung ihrer eigenen Definition.

Es mag daher nicht verwundern, daß hieraus eine Situation resultiert, in der mit einem Begriff operiert wird, der jeglicher Präzision entbehrt. Macht man es sich hingegen zur Aufgabe, gewisse Operationalisierungen eben dieses Begriffes in einen größeren Zusammenhang zu stellen, kann aber eine tragfähige Einengung des Begriffes nicht ausbleiben. Diese soll im nächsten Abschnitt auf der Grundlage bisher bestehender Definitionsversuche herausgearbeitet werden.

1.1. *Verschiedene theoretische Ansätze der Persönlichkeitspsychologie und charakteristische Definitionen*

Das Problem der Uneinheitlichkeit der Abgrenzung des Begriffs der Persönlichkeit ist keineswegs erst in jüngerer Zeit entstanden. Bereits in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sah sich Gordon W. Allport mit einer großen Zahl von konkurrierenden und sich teilweise widersprechenden Ansätzen und Definitionen, die aus der Philosophie, der Theologie, der Rechtskunde, der Soziologie und der Psychologie entstammen, konfrontiert und zählt fünfzig unterschiedliche Formulierungen auf (Allport, 1949, S. 29 ff).

Da jedoch eine bloße Gegenüberstellung all dieser Definitionen eher zur Verwirrung als zu einer fruchtbaren integrierenden Sicht beiträgt, unternimmt Allport den Versuch, die bestehenden Definitionen zumindest einer überschaubaren Anzahl von Kategorien zuzuordnen.

A. Sammeldefinitionen, die auf der Sichtweise beruhen, daß die Persönlichkeit eine Summe unterschiedlicher Komponenten darstellt. Als Beispiel gibt Allport (1949) folgende Definition an: "Persönlichkeit ist die Gesamtsumme aller biologischen Anlagen, Impulse, Tendenzen, Neigungen und Instinkte des Einzelnen sowie der erworbenen Dispositionen und der Tendenzen, die er durch Erfahrung erworben hat" (Allport, 1949, S.45).

B. Ganzheitliche Definitionen, die die untrennbare Gesamtheit des Phänomens der Persönlichkeit und somit die Ordnung persönlicher Eigenschaften betonen, z.B.: "Die gesamte Ordnung eines Menschen in jedem Stadium seiner Entwicklung", bzw. "Eine Zusammenfassung von Gefügen (Interessen), welche dem Verhalten eines Organismus einen besonderen individuellen Zug verleiht" (Allport, 1949, S.46).

C. Hierarchische Definitionen, die eine pyramidenartige Organisation der Persönlichkeit, von basalen, isolierten, hin zu abstrakten Gegebenheiten fordern, z.B.: "...Stufen oder Schichten von Dispositionen, gewöhnlich mit einem vereinheitlichenden oder ganzheitlichen Prinzip als 'Spitze' " (Allport, 1949, S.47).

D. Anpassungsdefinitionen, die Persönlichkeit in erster Linie als ein Phänomen der Entwicklung auffassen. Persönlichkeit wird hier als ein Gesamtorganismus in Interaktion mit der Umwelt betrachtet, z.B.: "Die Ganzheit derjenigen Systeme, welche die charakteristischen Anpassungen (adjustments) eines Menschen an die Umwelt darstellen" (zitiert nach Allport, 1949, S.47).

E. Definitionen auf Grund der Unterschiedlichkeit, die herausstellen, daß eine individuelle Persönlichkeit überhaupt nur im Kontext der Unterschiedlichkeit von anderen Individuen als solche erkennbar wird, z.B.: "Persönlichkeit ist das geordnete System, das funktionierende Ganze oder die Einheit der Gewohnheiten, Anlagen und Gefühle, welche jedes Glied der Gruppe als verschieden von jedem anderen Glied der gleichen Gruppe erkennen läßt" (Allport, 1949, S.47).

Da Allport keine dieser Auffassungen, isoliert betrachtet, für vollständig hält, stellt er seiner Inventarisierung eine eigene Definition entgegen: "Persönlichkeit ist die dynamische Ordnung derjenigen psychophysischen Systeme im Individuum, die seine einzigartigen Anpassungen (adjustments) an seine Umwelt bestimmen" (Allport, 1949, S.49).

Wie ersichtlich wird, besteht die Grundlage von Allports Definition in einer Anpassungsdefinition. Sie schließt die Möglichkeit der aktiven Gestaltung der Umwelt durch das Individuum aus. Dies ist in der angloamerikanischen Forschungstradition begründet, der Allport angehört. Der Gegenstand, der sich an die Umwelt anpaßt (das Individuum), wird hier explizit nicht, wie in der kontinentaleuropäischen Tradition, als Ganzheitlichkeit angesehen. Die Betrachtung der Persönlichkeit richtet sich in der angloamerikanischen Tradition eher auf die Teile des Ganzen (vgl. Herrmann, 1991). Insgesamt ist die Definition Allports am ehesten als Mischform aus Sammel- und Anpassungsdefinition zu verstehen.

Von einem anderen Blickwinkel als dem der reinen Sichtung bzw. Inventarisierung bestehender Definitionen der Persönlichkeit aus stellt sich an diesem Punkt die Frage, welche Persönlichkeitsdefinitionen den unterschiedli-

chen Strömungen der Psychologie implizit oder explizit zugrundeliegen. Wie zu zeigen sein wird, lassen sich Persönlichkeitstheorien und die in diese einfließenden Menschenbilder zum einen nach der Herangehensweise (idiographisch vs. nomothetisch) und zum anderen nach unterschiedlichen Forschungstraditionen differenzieren.

1.2. Allgemeine Persönlichkeitspsychologie vs. Differentielle Persönlichkeitspsychologie

Nach Brandstätter (1974) lohnt sich die Unterscheidung zwischen allgemeiner und differentieller Persönlichkeitspsychologie, weil sie als stellvertretend für gängige Differenzierungen im Forschungsvorgehen angesehen werden kann. Unter allgemeiner Persönlichkeitspsychologie wird die Herangehensweise des nomothetischen Ansatzes verstanden, der die gemeinsamen Strukturen des Erlebens und Verhaltens trotz bestehender interindividueller Unterschiede beschreibt.

Das Anliegen der differentiellen Persönlichkeitspsychologie, das im idiographischen Ansatz zum Tragen kommt, besteht demgegenüber darin, die strukturellen Besonderheiten des Erlebens und Verhaltens eines Individuums in den Vordergrund zu stellen.

Wellhöfer (1977) sieht die Dichotomie des idiographischen vs. nomothetischen Ansatzes als analog zu phänomenologischer vs. statistischer Orientierung an: "Bei den Phänomenologen ergibt sich die Ordnung aus der ganzheitlichen Betrachtung der Phänomene ('Wesensschau'), bei den statistisch orientierten Forschern aus der Art des Zusammenhanges (Korrelation) vieler Einzelmerkmale (Testvariablen)" (S.5). Ohne die Ansätze bezüglich ihrer Brauchbarkeit zu werten, stellt Wellhöfer an gleicher Stelle fest, daß der momentane Trend in der Persönlichkeitsforschung in Richtung des statistisch-empirischen Vorgehens verläuft.

Die Dichotomie zwischen allgemeiner und differentieller Persönlichkeitspsychologie wird allerdings gegenwärtig als artifiziell angesehen. So plädiert Asendorpf (1999) dafür, die umständliche definitorische Trennung zwi-

schen differentieller und Persönlichkeitspsychologie aufzugeben: "Was gegenwärtig unter differentieller Psychologie verstanden wird, ist Teil der Persönlichkeitspsychologie. Da der Begriff der differentiellen Psychologie das Mißverständnis nahelegt, spezielle Fragestellungen seien damit ausgeschlossen, sollte er zugunsten des Begriffes der Persönlichkeitspsychologie aufgegeben werden" (S. 103).

1.3. *Unterschiedliche philosophisch-erkenntnistheoretische Traditionen der Persönlichkeitsforschung*

In ähnlicher Weise, wie im vorangegangenen Abschnitt eine Differenzierung bezüglich des nomothetischen vs. idiographischen Vorgehens vorgenommen werden konnte, kann eine Unterscheidung auch anhand der philosophisch unterschiedlichen Menschenbilder und deren Implikationen für die Bildung von Persönlichkeitstheorien getroffen werden.

Allport (1957) sieht hier eine grundlegende Unterschiedlichkeit kontinentaleuropäischer und angloamerikanischer Theorien gegeben. Während die kontinentaleuropäischen Persönlichkeitstheorien im wesentlichen auf Leibnitz und Kant zurückgehen, sieht Allport den Ursprung der angloamerikanischen Denkart bei John Locke verankert.

Bei Leibnitz und Kant wird vor allem die aktive Spontanität des menschlichen Geistes betont, die Tatsache, daß der Mensch aktiv auf seine Umwelt einwirkt. Dies impliziert gleichzeitig, daß hier relativ gesehen der Einfluß der Erbanlagen für die Ausformung der Persönlichkeit als bedeutender angesehen wird als die Umwelt- oder Milleueinflüsse.

Im scharfen Kontrast hierzu befindet sich die Sichtweise von John Locke, der den menschlichen Geist als 'tabula rasa' ansieht, als ein neutrales Medium, auf das Reize von außen (aus der Umwelt) einströmen. Der Mensch und seine Persönlichkeit wird hier also als eher passiv angesehen, menschliches Verhalten ist die Reaktion auf Einwirkungen der Außenwelt.

So wie die kontinentaleuropäische Sichtweise nahelegt, die Persönlichkeit des Menschen als untrennbares Ganzes, als Einheit anzusehen, so neigen die angloamerikanischen Theorien eher dazu, die möglicherweise unabhängig voneinander variierenden Teile des Ganzen zu betrachten.

In einer Gegenüberstellung sieht Allport (1957) die angloamerikanischen Theorien dadurch gekennzeichnet, daß sie besonderes Gewicht auf äußeres Verhalten, Oberflächenmerkmale, motorische Komponenten des Verhaltens, zwischenmenschliche Beziehungen und die Modifizierbarkeit der Persönlichkeit legen, während die kontinentaleuropäischen Ansätze in besonderer Weise Wert auf innere Anlagen, konstitutionelle Bedingungen, strukturelle Festigkeit der Persönlichkeit, die relative Unabhängigkeit von der Gesellschaft und die relative Nichtmodifizierbarkeit der Persönlichkeit legen.

Allport (1957) leitet hieraus den Schluß ab, daß die kontinentaleuropäischen Theorien eher ein pessimistisches Menschenbild in sich tragen, was beispielsweise im starken Determinismus der Freudschen Psychoanalyse zum Ausdruck kommt. Demgegenüber sieht er in den angloamerikanischen Theorien einen rigorosen Positivismus verankert, verbunden mit der Auffassung, daß hier die Offenheit des Menschen für die Welt und seine Mitmenschen im Vordergrund steht.

Herrmann (1991) apostrophiert diesen Gegensatz folgendermaßen: "... So sieht ... der 'Europäer' S. Freud das menschliche Ich in einem steten Abwehrkampf gegen die unbewußten Kräfte des Trieblebens, die unerbittlichen Forderungen und Verbote der Gesellschaft und die Gefahren der Umwelt. Die amerikanische Lerntheorie hingegen suggeriert, der Mensch könne fast alles erlernen oder erreichen, wenn er günstige Millieueinflüsse vorfindet" (S.28).

Obwohl diese Unterteilung in regional unterschiedliche Forschungsweisen, die auf verschiedenen philosophisch begründeten Menschenbildern beruhen, simplifizierend sein mag, kann sie doch verdeutlichen, in welchem Maße die unterschiedlichen Traditionen auch heute noch in grundlegenden Kontroversen zum Ausdruck kommen. Wenn sich auch die zeitgenössische

empirische Psychologie stärker am angloamerikanischen Menschenbild orientiert, kann der grundlegende Konflikt keinesfalls als ausgefochten bezeichnet werden.

1.4. Die Persönlichkeit in verschiedenen psychologischen Schulen

In diesem Abschnitt soll in aller Kürze aufgezeigt werden, welcher Stellenwert der Persönlichkeit in unterschiedlichen psychologischen Schulen zukommt. Da es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich ist, einen kompletten Abriß über sämtliche Schulen und Strömungen der Psychologie zu geben, sollen die Darstellungen auf einige wenige, besonders einflußreiche Richtungen beschränkt bleiben. Einer Einteilung von Kalkofen und Faßheber (1983) in die "Big Three" der psychologischen Schulen folgend, soll hier der Persönlichkeitsbegriff aus psychoanalytischer, behavioristischer und kognitiver, im Kontext dieser Arbeit ersetzt durch die empirisch-faktorenanalytische Perspektive, beschrieben werden.

1.4.1. Die Persönlichkeit in der Psychoanalyse nach Sigmund Freud

Wie bereits unter 1.3. deutlich wurde, neigt die Freudsche Theorie zu einer deterministischen Sicht des Menschen. Der Begriff der Persönlichkeit wird im Rahmen des letzten verschiedener Persönlichkeitsmodelle Freuds, der psychoanalytischen Strukturtheorie (Freud, 1923/1940), ersetzt durch den Begriff des 'psychischen Apparats'. Dieser wird von Freud eingeteilt in die drei Instanzen des 'Es', 'Ich' und 'Über-Ich', die untereinander in einer dynamischen Wechselwirkung stehen. Während das Es das System der unterbewußten primären Motive und Triebe, die zumeist sexueller oder aggressiver Natur sind, darstellt, arbeitet das Ich nach dem Realitätsprinzip und organisiert und kanalisiert die primären Motive, die dem Es entspringen. Eine Auslebung dieser Triebe ist in der Realität nicht möglich. Dem Ich kommt so die Aufgabe zu, diese Triebimpulse im Sinne des Realitätsprinzips abzuwehren. Dies bedeutet, daß das Ich bemüht ist, durch Anwendung der Abwehrmechanismen eine Erfüllung der Triebe in modifizierter und sozial akzeptablerer Form zu ermöglichen. Nach der zweiten Angsttheorie Freuds hat diese Abwehr die Funktion

der Vermeidung von Angst. Das Über-Ich entspricht dem System der sozial anerkannten Motive, der Gebote und der Moral, sowie der gesellschaftlichen Normen und nimmt Einfluß auf das Ich, in dem Sinne, daß es von ihm verlangt, Triebimpulsen des Es nicht nachzugeben. Freud charakterisiert das Ich auch als 'Zwerg', das zwischen den beiden 'Riesen' Es und Über-Ich steht. Aus Konflikten zwischen den drei Instanzen können sich nach Freud Neurosen entwickeln.

Obwohl die Freudsche Strukturtheorie den Anspruch erhebt, sämtliches menschliches Verhalten aus dem Zusammenwirken dieser drei Systeme heraus zu erklären, bleibt sie dennoch ein in sich geschlossenes System schlecht operationalisierter bzw. operationalisierbarer Begrifflichkeiten methaphorischen Charakters. Freud (1932) spricht in einem Brief an Einstein selbst vom mythologischen Charakter seiner Theorie. Auch vor dem Hintergrund der Tatsache, daß sich die Psychoanalyse Freudscher Prägung von innen heraus empirischen Überprüfungen verweigert, ist der praktische Wert der ihr innewohnenden Charakterisierung der Persönlichkeit für die empirische Forschung als gering anzusehen. Es überrascht, daß der Psychoanalyse im Sinne Freuds auch gegenwärtig noch verschiedentlich eine hohe Wertschätzung entgegengebracht wird. Der Grund dafür besteht sicherlich darin, daß die Psychoanalyse im medizinisch-psychiatrischen Bereich auch heute noch die Lehrmeinung mit dem größten Stellenwert ist.

1.4.2. Die Persönlichkeit in den Lerntheorien

War die zuvor skizzierte Theorie eine typische Vertreterin der kontinental-europäischen Tradition, so präsentiert sich die Lerntheorie ebenso radikal als Vertreter der angloamerikanischen Sichtweise der Persönlichkeit. Im Behaviorismus, der auf J.B. Watson (1878-1958) zurückgeht, werden intrapersonale Variablen gar gänzlich negiert, bzw. als irrelevant betrachtet, da sie einer systematischen Beobachtung nicht zugänglich sind. Watson nahm den Standpunkt ein, daß der Mensch prinzipiell durch Umwelteinflüsse formbar sei. Er stellte die berühmt gewordene Behauptung auf, daß, wenn man ihm ein Dut-

zend Kinder und eine Welt, in der er sie aufziehen könne, gebe, er garantieren könne, daß er jedes zu dem mache, was man wolle: Arzt, Rechtsanwalt, Künstler, Unternehmer, Bettler oder Dieb (Watson, 1924/1968). In dieser rigoros positivistischen Betrachtungsweise kommt dem Individuum lediglich die Bedeutung einer "black box" zu, die Reize aus der Außenwelt aufnimmt und daraufhin bestimmte Reaktionen ausformt. Auch für B.F. Skinner (1904-1991) spielt die Struktur der Persönlichkeit, ihre stabilen Determinanten, eine stark untergeordnete Rolle. Diese Weltsicht kommt besonders deutlich in seinem berühmt gewordenen Roman "Futurum II" (Skinner, 1972) zum Ausdruck. Sein Hauptinteresse gilt vor allem der Modifizierbarkeit des menschlichen Verhaltens. Auf Reize aus der Umwelt hin formt der Organismus spontan 'operante' Verhaltensweisen aus, die sich bei entsprechender Verstärkung des gezeigten Verhaltens verfestigen können, bei Ausbleiben der Verstärkung aber auch wieder löschar sind. In der Konsequenz bedeutet dies, daß die Persönlichkeit eines Menschen sich allenfalls in der Dynamik der Verfestigung bestimmter Verhaltensweisen erschließt. Die behavioristische Theorie kann somit als extreme Vertreterin der angloamerikanischen Theorien (vgl. Abschnitt 1.3.) verstanden werden.

1.4.3. Statistisch-faktorenanalytische Konzeptionen der Persönlichkeit

Die Prämisse, die das faktorenanalytische Herangehen an die Erforschung des Phänomens der Persönlichkeit in sich trägt, läßt sich so formulieren, daß alles, was existiert, in einer ganz bestimmten Menge existiert und damit meßbar ist, bzw. meßbar gemacht werden kann. Damit können allen Phänomenen und Ereignissen bestimmte Zahlen im Sinne einer Quantifizierung zugeordnet werden. Unter dieser Sichtweise, die sich radikal von der "verstehenden Psychologie" unterscheidet, ist die Frage nach der Meßbarkeit keine prinzipielle (ob also etwas überhaupt meßbar ist), sondern lediglich eine rein technische (unter welchen Bedingungen und Beobachtungsmethoden eine zuverlässige Messung erzielt werden kann).

In der faktorenanalytischen Tradition der Persönlichkeitsforschung sind vor allem drei Hauptvertreter bzw. "Pioniere" anzuführen: J.P. Guilford, R.B. Cattell und H.J. Eysenck. In jüngerer Zeit hat sich der Big-Five-Ansatz fünf stabiler Persönlichkeitsfaktoren von P.T. Costa & R.R. McCrae als zusammenfassendes Modell etabliert.

Da auf die Persönlichkeitsmodelle dieser Forscher weiter unten im Detail eingegangen werden soll, erfolgt an dieser Stelle nur eine Nennung und eine vergleichende Betrachtung ihrer Definitionen zum Gegenstand der Persönlichkeit.

Guilford (1964, S.6): "Die Persönlichkeit eines Individuums ist seine einzigartige Struktur von Persönlichkeitszügen (traits). Ein trait ist jeder abstrahierbare und relativ konstante Persönlichkeitszug, hinsichtlich dessen eine Person von anderen Personen unterscheidbar ist."

In die Forschung Guilfords zur Struktur der Persönlichkeit werden explizit nur Temperaments-Traits einbezogen. Die anderen von ihm benannten Klassen von Traits (morphologische und physiologische, Eignungen, Interessen, Bedürfnisse und Einstellungen) finden in seinen faktorenanalytischen Modellen keine Berücksichtigung.

Eysenck (1953, S.2): "Persönlichkeit ist die mehr oder weniger feste und überdauernde Organisation des Charakters, des Temperaments, des Intellekts und der Physis eines Menschen; diese Organisation determiniert seine einzigartige Anpassung an die Umwelt."

Eysenck bezieht im Gegensatz zu Guilford die Physis des Menschen schon in seine Definition der Persönlichkeit ein. Auch bezüglich des Forschungsanliegens bestehen erhebliche Unterschiede zwischen Eysenck und Guilford. Während es Guilford vornehmlich um eine reine, möglichst allgemeingültige Inventarisierung der Temperamenteigenschaften ging, bestand das Anliegen Eysencks von Beginn an darin, mit Hilfe der Faktorenanalyse zu

Traits zu gelangen, anhand derer eine Unterscheidung zwischen klinisch auffälligen und 'normalen' Personen möglich sein sollte.

Die Schwäche in der Definition Eysencks besteht darin, daß in ihr abermals Begriffe (Temperament, Charakter) zu finden sind, die ihrerseits einer Definition bedürfen. Darüber hinaus finden sich hier bereits Implikationen der Auswirkungen von Traits ("... determiniert seine einzigartige Anpassung an die Umwelt"), die ebenfalls über den reinen Inventarisierungsaspekt hinausgehen.

Für Cattell (1950) ist die Persönlichkeit alles dasjenige, was eine Vorhersage darüber erlaubt, wie sich ein Individuum in einer gegebenen Situation verhalten wird. Persönlichkeit ist demnach die Gesamtheit der Verhaltensbedingungen.

Zentrales Element der Theorie Cattells ist der Anspruch der Verhaltensvorhersage, den er in seiner Verhaltensvorhersagegleichung zum Ausdruck bringt. Cattell spricht in diesem Zusammenhang von der *Multideterminiertheit* des Verhaltens. Verhalten ist danach eine Funktion bestimmter Ausprägungen von Fähigkeits-, Temperaments- und persönlichen Traits, sowie von Rollen, States und Sets, die jeweils situational gewichtet werden. In der Cattellschen Denkart wird dieser hohe Anspruch als eine Selbstverständlichkeit angesehen, die praktische Schwierigkeit der Verhaltensvorhersage besteht lediglich darin, die in die Gleichung einfließenden Größen und Situationsgewichte hinreichend genau zu erfassen.

Da aber dieser optimistische Vorhersageanspruch weit über eine Inventarisierung der Persönlichkeit hinausgeht, eignet sich die Definition Cattells schlecht für eine präzise Abgrenzung des Konstrukts "Persönlichkeit".

Gemeinsames Charakteristikum dieser drei Definitionen ist vor allem das Konzept von zeitlich und intersituativ relativ überdauernden Wesenszügen oder Traits, die explizit als Dispositionen des Individuums zu verstehen sind und sich so von vorübergehenden, situationsabhängigen Zuständen (engl.: states) abgrenzen. Obwohl der Begriff des Traits in der Definition von Cattell nicht als

solcher auftaucht, beschreiben die drei oben angeführten Definitionen die Persönlichkeit eines Individuums als das Gesamt seiner Traits.

Die Definition Guilfords muß hier als die zugleich präziseste, sparsamste und für die Forschung fruchtbarste Definition angesehen werden, da sie die Einzigartigkeit von Individuen und damit deren Unterschiedlichkeit von weiteren Individuen in den Vordergrund stellt.

Aus diesen Gründen soll dies die Definition sein, die dieser Forschungsarbeit zugrunde gelegt wird: "Persönlichkeit ist die einzigartige Struktur der Traits".

1.5. Zur Nützlichkeit und Anwendbarkeit von Traits

Als deutsche Übersetzung für den Begriff "Trait" bietet sich am ehesten "Persönlichkeitseigenschaft" an. Herrmann (1991) bezeichnet Traits im Kontext der Persönlichkeitspsychologie auch als "deskriptive Konstrukte". Da der englische Begriff "Trait" handlicher und prägnanter erscheint, soll er in der Folge verwendet werden. Abzugrenzen vom Begriff des Traits ist der Begriff "Habit" (deutsch: Gewohnheit). Verschiedene gewohnheitsmäßig ausgeführte Handlungen (habits) werden als Ausdruck eines abstrakteren Trait-Merkmals verstanden.

Das unter 1.4. skizzierte Konzept von Traits als relativ breite, relativ stabile Persönlichkeitsmerkmale, die in der Lage sein sollen, einen gewissen Anteil der menschlichen Verhaltensvariabilität zu erklären, ist nicht unangefochten geblieben. Insbesondere von Seiten der Vertreter der Ansätze des Situationismus und des Interaktionismus wurden wiederholt Zweifel an der Brauchbarkeit der Vorstellung von Traits insgesamt angemeldet, die im Wesentlichen darauf abzielen, daß das Konzept zu statisch sei und Situationseinflüsse negiere.

Eine Schrift von Mischel (1968) stellt den psychometrisch-traittheoretischen Ansatz zusammen mit psychodynamischen und medizinischen Modellen der Persönlichkeit als inadäquat zur Beschreibung und Erklärung menschlichen Verhaltens dar. Statt von Traits spricht er von einer überschaubaren Anzahl von Personvariablen, die er aber nicht im traittheoretischen Sinn als Dis-

positionen verstanden wissen will, sondern die erst in Verbindung mit bestimmten Klassen von Situationen im Sinne einer Interaktion zwischen den beiden Größen zum Tragen kommen. Nach Mischel (1976) resultiert eine befriedigende Erklärung menschlichen Erlebens und Verhaltens eben vor allem aus dieser Interaktion.

Um solcher Kritik, die sich nicht etwa gegen die mangelnde Elaboriertheit oder Operationalisierung bestimmter Persönlichkeitstraits richtet, sondern global die Sinnhaftigkeit des Traitbegriffs in seiner Gänze in Frage stellt, hat Wiggins (1997) in seinem Beitrag "In Defense of Traits" das Traitkonzept umfassend und systematisch auf verschiedenen Betrachtungsebenen dargestellt. Ausgehend davon, daß das Hauptanliegen des psychometrisch-traittheoretischen Ansatzes der Persönlichkeitsforschung darin besteht, quantifizierende Verfahren zur Messung menschlicher Tendenzen zu entwickeln und bereitzustellen, sieht er die Hauptschwierigkeit dieses Anliegens nicht etwa darin, wie Konzeptionen von Eigenschaften (traits) gemessen werden sollten, sondern vielmehr darin, *welche* Traits gemessen werden sollten.

In der Folge soll nun auf die vier von Wiggins eingeführten Betrachtungsebenen genauer eingegangen werden, um den Traitbegriff insgesamt transparenter darzustellen.

1.5.1. Traits als Attribute des Verhaltens

Auf der reinen Beobachtungsebene dienen Traits lediglich zur Deskription der Attribute von bestimmten Verhaltensweisen. Die Aussage "Hans schlug den Jungen" ist lediglich eine Momentbeobachtung einer Verhaltenseinheit. Auch wenn die Aussage präzisiert wird zu "Hans schlug den Jungen fest, wiederholt und über eine längere Zeit", so bezieht sich diese Präzisierung dennoch weiterhin auf Attribute der Situation und läßt zunächst keine Rückschlüsse auf den Akteur (Hans) zu. Selbst wenn die Aussage "Hans schlug den Jungen aggressiv" lautet, kann nicht notwendigerweise auf eine Disposition (Aggressivität) des Akteurs geschlossen werden. Die Beschreibung des gezeigten Verhaltens als "aggressiv" beschreibt die Art und Weise, in der ein konkre-

tes Verhalten gezeigt wurde und läßt weder eine Aussage darüber zu, aus welchem Grund Hans den Jungen geschlagen hat, noch, ob das Verhalten freiwillig oder unfreiwillig war. Aus reinen Momentbeobachtungen kann also nicht unmittelbar ein Rückschluß über eine Disposition abgeleitet werden. Ein Schluß kann hier lediglich über die Auswirkungen von aggressiven Verhaltensweisen abgeleitet werden: "Hans hat sich in einer Art und Weise verhalten, die für den Jungen eine Verletzung oder andere Nachteile mit sich bringt".

1.5.2. Traits als Attribute von Personen

Eine Aussage der Art "Hans ist aggressiv" ist von einer anderen Qualität als die oben beschriebenen Aussagen – hier wird nicht einem in einer bestimmten Situation gezeigten Verhalten ein Attribut verliehen, sondern einer Person eine Eigenschaft zugeschrieben. Präziser könnte die Aussage formuliert werden als "Hans hat sich oder wird sich wahrscheinlich unter bestimmten Bedingungen in einer Art und Weise verhalten, die wahrscheinlich für den Betroffenen Verletzungen oder andere Nachteile mit sich bringt oder bringen wird". Auf dieser Ebene könnte jetzt eine Messung des Traits "Aggressivität" ansetzen.

Gerade der Unterschied zwischen "hat sich verhalten" oder "wird sich wahrscheinlich verhalten" reflektiert aber unterschiedliche theoretische Standpunkte. Unter der Annahme "wird sich wahrscheinlich verhalten" werden Traits als kausale Dispositionen aufgefaßt, die allgemeine Gesetzmäßigkeiten unterstellen. Aus der dispositionellen Sichtweise heraus wird festgestellt, daß die Wahrscheinlichkeit hoch ist, daß ein bestimmtes Verhalten gezeigt wird. Entscheidend ist hier aber, daß die Aussage entscheidend durch ihren probabilistischen Charakter gekennzeichnet ist und nicht als mathematisches "dann und nur dann, wenn" aufgefaßt werden darf (Ryle, 1949). Auch sollte bei Aussagen dieses Typs nicht vergessen werden, daß eine solche Traitzuschreibung implizit stets die Nebenbedingung "unter bestimmten Bedingungen" beinhaltet, also hier Raum läßt für die Variabilität, die nicht durch den Trait "Aggressivität" aufgeklärt werden kann.

Beschränkt man sich in der Interpretation des Beobachteten auf "hat sich verhalten", so sind Eigenschaftszuschreibungen lediglich Aussagen, die sich auf die Beschreibung genereller Trends im Verhalten einer Person bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt beziehen. Die Aussage würde somit reduziert auf "Bislang ist das Wort 'aggressiv' dazu geeignet, den generellen Verhaltenstrend von Hans zu beschreiben". Für Hampstead (1953) besteht der Nutzen von Eigenschaftszuschreibungen vielmehr in solchen das Vergangene zusammenfassenden kategorisierenden Aussagen als in den oben skizzierten Kausalitäts- bzw. Wahrscheinlichkeitsaussagen. Was die Sichtweise der Traits im Sinne bloßer kategorisierender Aussagen jedoch vernachlässigt, ist die Möglichkeit, daß ein Trait durchaus in einer Person vorhanden ist, daß die Person jedoch nie und in keiner Situation die Möglichkeit hatte, sich in der dispositionell angelegten Art und Weise zu verhalten. Ist eine Person beispielsweise dispositionell verschwenderisch, hatte aber niemals Geld oder andere Mittel, mit denen sie verschwenderisch hätte umgehen können, so ist die summierend-kategorisierende Sichtweise, die sich zur Erschließung der Ausprägtheit von Traits auf die Beobachtung des Vergangenen stützt, nicht in der Lage, diesen Trait zu "entdecken".

1.5.3. Die Bedeutung von Traits bei der Vorhersage von Verhalten

Werden im Alltagsleben Personen von anderen Personen Eigenschaften zugeschrieben, so werden diese implizit auch im gleichen Atemzug dazu verwendet, zukünftiges Verhalten zu prognostizieren. Kaum eine Verhaltensbeobachtung im Alltag wird frei von der Antizipation künftigen Verhaltens sein. Auch in der Disziplin der psychologischen Diagnostik ist es geradezu das erklärte Ziel, über eine möglichst valide Messung bestimmter Traits (hier als Prädiktoren verstanden) zu einer möglichst validen Vorhersage von Verhaltensweisen (hier im Sinne von Kriterien) zu gelangen.

Dies kann gleichermaßen als das generelle Anliegen der Statusdiagnostik, die von Stabilität und Konstanz der gemessenen Merkmale ausgeht, verstanden werden. Dabei ist allerdings stets davon auszugehen, daß gleichzeitig

Situationseinflüsse als Ursachen von gezeigtem Verhalten wirksam sind. Auch in der Verhaltensvorhersagegleichung Cattells (vgl. Abschnitt 1.4.3.) kommt dies beispielsweise zum Ausdruck.

Daß, wie aus der psychologischen Diagnostik bekannt ist, das Ziel der Verhaltensvorhersage nicht immer in befriedigendem Maße erreicht wird, liegt nach Wiggins (1997) weniger daran, daß die Testverfahren nicht hinreichend valide sind, sondern daß oftmals die Kriterien nur unzureichend erhoben werden. Auf der Messung von Traits beruhende Verhaltensvorhersagen, die auf ein bestimmtes Verhalten in einer bestimmten Situation abzielen, sind oftmals ungenau und insignifikant. Wird aber als Kriterium die Vorhersage dieses speziellen Verhaltens über eine Anzahl von Situationen hinweg herangezogen, so steigt die Qualität der Vorhersage substantiell. Als Beleg hierfür mag eine Studie von Jaccard (1974) gelten, in der das Merkmal Dominanz, gemessen über eine Reihe Dominanzskalen aus unterschiedlichen Meßinstrumenten bezüglich der Vorhersage dominanten Verhaltens in *einer* bestimmten Situation nur eine geringe Validität von .20 erbrachte. Als jedoch als Kriterium ein Set von dominanten Verhaltensweisen über *eine Reihe von* Situationen hinweg gemessen wurde, stieg die Validität der Prädiktion auf einen Wert von .60.

Eine psychometrische Messung eines Traits sollte auf den generellen Trend im Verhalten einer Person bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt abheben. Wird ein einzelnes Individuum beobachtet, so sollte sich die Beobachtung auf einen möglichst breiten Rahmen aller (oder möglichst vieler) für den Trait charakteristischen Verhaltensweisen in möglichst vielen Situationen stützen.

Der prädiktive Nutzen von Traitmaßen ist eine direkte Funktion der Fähigkeit der Messung, den generellen Trend des Verhaltens eines Individuums in der Vergangenheit zu erklären (Wiggins, 1997).

1.5.4. Traits als Erklärungen von Verhalten

Um zu klären, ob und in welchem Maß Traitzuschreibungen zur Erklärung von Verhalten geeignet sind bzw. in diesem Sinne verwendet werden, ist es abermals sinnvoll, sich die in Abschnitt 1.5.2. eingeführte Unterscheidung zwischen einer kausalen und einer zusammenfassenden Sichtweise von Traits vor Augen zu führen. Während die *kausale Sichtweise*, die Traits als Ursachen auffaßt, ganz explizit zur Erklärung von Verhalten verwendet wird, ergibt sich eine Verhaltenserklärung unter der *zusammenfassenden Sichtweise*, die unter Traits lediglich die Zusammenfassung des Vergangenen versteht, nicht.

Aus Sicht der Attributionstheoretiker (Heider, 1958; Jones und Nisbett, 1971; Kelley, 1967) werden Traitzuschreibungen als "naive kausale Inferenzen" angesehen, die immer dann zur Erklärung von Verhalten verwendet werden, wenn konkretere, situations- oder personenbezogene Informationen nicht vorliegen.

Ob also eine Beobachtung eines Traits zur Erklärung des Verhaltens angewendet wird oder nicht, hängt also in erster Linie von äußeren Umständen wie Vertrautheit mit der Person, deren Verhalten erklärt werden soll, ab. Die Aussage "Hans ist aggressiv" hat nur dann einen erklärenden Charakter im Hinblick auf die Beobachtung, daß Hans einen Jungen geschlagen hat, wenn die Person, für die diese Erklärung gedacht ist, die Person, deren Verhalten erklärt werden soll (Hans), nicht kennt. Der Wert der Aussage "Hans ist aggressiv" besteht darin, zu konstatieren, daß das Verhalten, das Hans gezeigt hat (den Jungen zu schlagen) nicht ungewöhnlich oder unerwartet in Bezug auf Hans war.

Ist jedoch die Person, der eine Erklärung für Hans' Verhalten gegeben werden soll, mit Hans vertraut, so ist die Mitteilung eines Traits (aggressiv) sicher keine befriedigende Erklärung dafür, warum in einer konkreten Situation ein konkretes Verhalten gezeigt wurde. Anderen Informationen über die Person Hans käme in diesem Fall ein sehr viel stärkerer Erklärungswert zu.

Im nomothetischen, traittheoretischen Ansatz der Persönlichkeitspsychologie, deren Datensammlung in aller Regel aus Skalenwerten in Fragebögen oder psychologischen Tests besteht, ist jedoch die Abwesenheit von Informationen, die über diese reinen Meßwerte hinausgehen, de facto immer gegeben. Theoretiker der faktorenanalytischen Tradition der Persönlichkeitsforschung wie etwa Eysenck, Guilford und Cattell sehen daher Traits als hypothetische Konstrukte an, die eine Systematisierung vergangenen Verhaltens darstellen und denen durchaus ein erklärender Charakter zukommt.

Während die Beobachtung von Verhalten (z.B. auch das Bearbeiten eines Fragenbogenitems) sich an der Oberfläche bewegt, wird aus diesen Verhaltensbeobachtungen mit Hilfe strukturgebender statistischer Methoden, wie etwa der Faktorenanalyse durch eine Verdichtung der Information, die in den Items zu finden ist, auf den Verhaltensweisen zugrundeliegende hypothetische Verhaltenstendenzen, eben die Traits geschlossen. Auf mathematischer Ebene werden hierbei Vektoren, die sich bezüglich der Ausprägungen bestimmter Verhaltensweisen (Beantwortungen von Fragebogenitems) im Personenraum ergeben, 'gebündelt' zu Hauptvektoren, die als Synonyme für zugrundeliegende Konstrukte angesehen werden.

In der Faktorenanalyse ist die Analogie gegeben zu Phänotyp (manifest Beobachtbares) und Genotyp (latent Zugrundeliegendes, das aus der Konstellation der Beobachtungen des Phänotyps erschlossen werden kann).

Die Bedeutung, die diesen hypothetischen, erschlossenen Traits bei der Erklärung von Verhalten zukommt, kann hier selbstverständlich keine deterministische, sondern lediglich eine korrelative sein. Die Frage, ob und in welchem Maße sich ein bestimmter Trait zur Erklärung beobachteten Verhaltens eignet, ist demnach keine prinzipielle, sondern eine im Sinne der Varianzaufklärung rein technische, die in Validierungsstudien zu klären ist.